

Wörterbuch der Melancholie Stichwort ‚Fremdheit, sich fremd fühlen‘

Auf dem Wochenmarkt am Samstag, inmitten all der guten Laune, können wir uns fremd fühlen. Fremd fühlen wir uns mitunter auch im Gespräch mit Bekannten auf einem Fest: Alle scheinen sich für etwas zu interessieren oder zu begeistern oder sich über etwas zu empören. Es ist als ob wir dabei ‚nicht mitkönnen‘ – dieses Engagement bleibt uns versperrt, obwohl wir es uns vielleicht sogar für uns selbst wünschen. Das Treiben der Menschen insgesamt kann uns sinnlos vorkommen – dann fühlen wir uns fremd im Leben, im Dasein. Der Schriftsteller W.G. Sebald (1944-2001) beschreibt den Blick aus dem Fenster auf einer Bahnfahrt durch Deutschland. Diese Beschreibung soll hier als Beispiel melancholischer Fremdheit dienen: „[...] und fuhr durch das mir von jeher unbegreifliche, bis in den letzten Winkel aufgeräumte und begradigte deutsche Land. Auf eine ungute Art befriedet und betäubt schien mir alles, und das Gefühl der Betäubung erfasste bald auch mich. Ich mochte die Zeitungen, die ich gekauft hatte, nicht aufschlagen, das Mineralwasser, das vor mir stand, nicht trinken. Seitwärts zogen die Felder vorbei und die Äcker, auf denen die blaßgrüne Wintersaat vorschriftsmäßig aufgegangen war; Waldparzellen, Kiesgruben, Fußballplätze, Werksanlagen und die entsprechend den Bebauungsplänen Jahr für Jahr weiter sich ausdehnenden Kolonien der Reihen- und Einfamilienhäuser hinter ihren Jägerzäunen und Ligusterhecken“.¹

Woher kommt, wie entsteht diese melancholische Fremdheit der Welt und sich selbst gegenüber? Denn offensichtlich dehnt sich das Gefühl auf einen selbst aus, und schließlich ist man sich auch selbst ganz fremd. Ich möchte versuchen, Sebalds Text systematisch auszulegen, indem ich nacheinander drei verschiedene Gründe diskutiere, die jeder für sich das Fremdheitsgefühl erklären könnten. Um es vorweg zu nehmen: Auf den dritten Grund möchte ich eigentlich hinaus, er scheint mir das Fremdheitsgefühl verständlich zu machen. Er führt sozusagen ins Herz der melancholischen Veranlagung. Danach stellt sich allerdings die Frage, wie dieses Verstehen des melancholischen Fremdheitsgefühls uns helfen kann. Kann es unser Leben verändern?

¹ Winfried G. Sebald: Schwindel, Gefühle, Frankfurt am Main: Eichborn 1990, S. 287f.

Der Ursprung der Fremdheit könnte erstens in der Distanz oder Entfernung liegen. Dass man eine Landschaft nur beobachtet, statt in ihr zu wohnen und am Leben teilzunehmen, das könnte sie uns fremd machen. Tatsächlich wohnt dem Beobachterstatus ein wenig diese Gefahr inne: Gerade haben wir uns im Zug wohl gefühlt, weil wir nichts tun müssen und sozusagen unbeteiligt sind. Und schon fühlen wir uns abgeschnitten vom Leben und Treiben da draußen. Wir sind übrig geblieben, uns braucht niemand. Doch bei Sebald ist nicht so sehr die Entfernung selbst problematisch, nicht die Natur dort draußen erscheint als fremd – sondern die trostlosen Spuren der Menschen in ihr. Dieses Empfinden ließe sich vielleicht wie folgt beschreiben: Unfähig, sich dagegen zu wehren, musste die Natur, die Landschaft ihr Umgestaltet- und Geordnetwerden erdulden. Der Gestaltungswille der Menschen erscheint als Brutalität: Alles ist tot-geordnet und tot-geplant. Das Eigentümliche: Als wäre der Beobachter Sebald selbst das missbrauchte Land vollzieht er diesen Menschenwillen als ein Wüten, diesen Geist als einen Ungeist wie am eigenen Leibe mit. Und fühlt sich schließlich ‚auf ungute Art‘ betäubt. Übersensibel empfindet Sebald das Hässliche der Zweckbauten und das Spießige des uniformen Geschmacks im Privaten.

Damit ist der zweite mögliche Grund für das melancholische Fremdheitsgefühl benannt: Eine zu große Empfindlichkeit, eine Unfähigkeit, an der Oberfläche des Wahrgenommenen zu bleiben. Oder auch: Die Tendenz, in der Normalität eine traurige Tiefenstruktur zu erkennen, eine abschreckende Wahrheit, welche anderen verborgen bleibt – hier die Verunstaltung der Landschaft durch den Ungeist der Menschen. Und ist das Gefühl der Fremdheit bei Sebalds Beobachtung nicht objektiv gerechtfertigt? Ist Melancholie dann jene Empfindlichkeit, welche die Wunden in der Welt sieht? Ist die Gegend nicht wirklich eine Un-Gegend? Man ist versucht zu sagen: Ja und nein. Die kritische Wahrnehmung der übertrieben geordneten Landschaft und der hässlichen Spuren der Menschen ist sicher auch berechtigt. Ordnung, zu der Melancholiker eine besondere Beziehung haben (siehe Stichwort ‚Ordnung‘), kann oft lebensfeindlich sein. Trotzdem: Was hier als ein Ungeist erscheint, ist bei Lichte besehen nichts anderes als die Alltags- und Lebenswelt der Menschen. Menschen führen ihr Leben und dabei gestalten und gebrauchen sie ihre Welt. Sie schaffen sich Fußballplätze, Werksanlagen und Häuser. Dieses Geschehen ist eigentlich keine Katastrophe – aber katastrophal scheint dennoch die Wirkung auf Melancholiker zu sein, nämlich als ein existenzielles Fremdheitsgefühl. Suchen wir also in noch tieferen Schichten: Was lässt hier leiden? Woher rührt die Wunde, die, im Bild gesprochen, unter dem Pflaster Melancholie nicht heilt?

Hinter dem Unbeteiligtsein des Beobachters (so die erste Erklärung) und hinter der berechtigten Kritik am Hässlichen durch den Übersensiblen (so die zweite Erklärung des Fremdheitsgefühls) könnte ein Drittes liegen, in dessen Licht die ersten beiden Gründe noch einmal neu erscheinen. Ich möchte es so sagen: Fremd erscheint nicht erst die hässliche Gegend oder ein bestimmtes Tun (ein Verunstalten) – fremd erscheint es der melancholischen Wahrnehmung vielmehr schon, *dass die Menschen*

überhaupt selbstsicher ihr Leben führen, dass sie Wünsche haben und Ziele verfolgen und ihre Welt gestalten. Fremd erscheint jener Wille, der eine Lebenswelt um sich herum schafft. Im Ergebnis ihres Veränderns und Bauens, also in der gestalteten Natur wird die Selbstverständlichkeit des Wollens und Wünschens der ‚Gesunden‘ gespürt. Und hier kann der Melancholiker ‚nicht mit‘, hier spürt er (wenn er ehrlich ist und nicht einfach die Menschen und ihren Willen als Grundübel verurteilt) *seine Schwierigkeiten mit dem Wünschen und Wollen, mit dem Pläne haben und Pläne umsetzen.* Dies ist also mein Vorschlag, wie sich das melancholische Gefühl erklären ließe, inmitten der Menschen und inmitten der Welt ein Fremder zu sein. Und die Folgen dieser Schwierigkeit, dieser Passivität und Hemmung, dieser Weigerung, sozusagen ‚mitzuwollen‘ und ‚mitzuwünschen‘ – die Folgen entwickeln sich in zwei Richtungen. Zum einen wird die Kluft zu den Anderen, zu ihrer Lebenswelt immer größer. Jene, die einfach ‚mittun‘ verurteilen wir sogar mitunter, oder wir können den in allen Menschen herrschenden Willen fürchten – vielleicht sogar als ein ungutes oder böses Prinzip, das alles Leben beherrscht. Die andere Konsequenz ist, dass die Dinge ihre Bedeutung verlieren, die Welt wird sinnlos. Denn es ist ja gerade das Wollen und Wünschen, welches den Dingen des Alltags ihre Bedeutung, ihren Sinn verleiht: Das Feld wird als Acker nützlich, der Wald wird in Parzellen bewirtschaftet, der Lust auf das Spiel entspricht der Fußballplatz. Erst im Zusammenhang konkreter Absichten werden bestimmte Dinge zu begehrten Objekten. Der Handlungsplan, der aus dem Wunsch entsteht, spannt sozusagen ein Zelt aus Sinn auf, eine begrenzte Bedeutungswelt. Wer gar nichts will, für den ist auch nichts begehrenswert, für den sind die Dinge einfach nur da. Die ‚Achse‘ der Melancholie, um die es hier geht, habe ich oben genannt: ‚Senden – Empfangen‘. Das Senden ist uns Melancholikern suspekt. Wir finden, dass die Menschen sich aufspreizen mit ihrem ständigen Wünschen und Wollen, das sich überall bemerkbar macht. Wir ‚senden‘ keinen Plan in die Welt, wir entwerfen uns nicht laufend. Stattdessen beobachten wir viel und nehmen sensibel und kritisch das Unterschwellige wahr. Wir beobachten das Treiben der Menschen und die Ergebnisse dieses Treibens. Dabei fühlen wir uns fremd, ob auf dem Wochenmarkt oder an einem Abend mit vielen Menschen und angeregten Gesprächen oder auf einer Bahnfahrt. Besonders schmerzhaft wird dieses Fremdheitsgefühl dann, wenn wir entweder das Wollen selbst als etwas Bedrohliches, ja als ein böses Prinzip erleben. Dann wird aus dem Fremdheitsgefühl das Gefühl, von dieser bösen Kraft bedroht zu sein, einer Kraft, die in allen Menschen, in allem Leben sich findet. Auf andere Weise ebenso schmerzlich wird es, wenn wir uns selbst verurteilen – nämlich gerade für unsere Unfähigkeit ‚mitzutun‘ und dadurch hineinzukommen in die fremde Welt, in das Leben mit den fremden Anderen.

Soweit der Versuch, so gut es geht, sich melancholische Fremdheit verständlich zu machen – indem dieses Phänomen rekonstruiert wurde aus einer elementaren Achse der Melancholie, hier: ‚Senden – Empfangen‘. Doch hier fangen die eigentlichen Fragen erst an. Wie kann aus diesem Verstehen Lebenspraxis erwachsen? Und was

heißt hier überhaupt Lebenspraxis: Können wir das Fremdheitsgefühl irgendwie überwinden? Oder geht es lediglich darum, mit diesem Gefühl zu leben, es zu kompensieren? Meiner Erfahrung nach wird es nicht gelingen, die melancholische Veranlagung aufzulösen. Wir bleiben Melancholiker, wir werden uns immer wieder fremd fühlen. Aber ein bloßes Kompensieren, ein Sich-Arrangieren, ist auch nicht die richtige Alternative. Vielmehr müssen wir die Lösung, den Schritt in Richtung einer veränderten Lebenspraxis anders suchen. Ich meine Folgendes: Wenn wir hinter der Fremdheit (der Menschen, der Gegend, der Dinge) unsere eigene Schwierigkeit wahrnehmen uns zu entwerfen, Handlungsziele sinnvoll zu finden, zu wollen oder zu wünschen – dann löst sich die Stimmung der Fremdheit selbst sicher nicht auf. Dennoch liegt im Durchschauen der Mechanismen *ein partieller Autonomiegewinn, eine Emanzipation von der immer noch vorhandenen Stimmung*. Die Welt und die anderen Menschen, sie werden neutraler, sie müssen nicht mehr als bedrohlich oder als von vornherein ungut beurteilt werden, denn die Melancholie wird mehr und mehr zu einer inneren Angelegenheit. Das Hinausfallen aus der Welt, der Ekel vor dem, was immer wieder fremd erscheint, dies wird bleiben. Doch indem wir unseren eigenen Anteil sehen, können wir versuchen, diesem Ekel nicht das letzte Wort einzuräumen. Er ist nicht die einzige Wahrheit über die Welt, aus ihm ergibt sich kein *big picture* des Ganzen. Durchschauen wir die Mechanismen, welche immer wieder zum Fremdheitsgefühl führen, und sehen vor allem unsere eigene Rolle dabei, dann entziehen wir also dem melancholischen Fremdheitsgefühl seine alles beherrschende Kraft. *Wir verhindern, dass sich das Fremdheitsgefühl ausdehnt zu einem Urteil*: über alles Leben (,alles vom Willen beherrscht‘) oder über die ganze Welt (,ungut, bedrohlich‘). Der Autonomiegewinn bedeutet *die Möglichkeit der Urteilsenthaltung und damit die Möglichkeit einer Freiheit*. Dies allein ist schon viel. Aber wenn wir diese Urteilsenthaltung konsequent immer dann einüben, wenn wir uns sehr fremd fühlen – wenn wir also unser Gefühl zwar zulassen und uns nicht dafür verurteilen, aber nicht zulassen, dass sich das Fremdheitsgefühl zum Urteil über das Ganze ausdehnt, dann schaffen wir uns eine kleine Insel, einen kleinen geschützten Raum. Und dann kann es passieren, dass sich auch in uns, in diesem geschützten Raum irgendeine eigene Lust, eine plötzliche Vorfreude, ein verheißungsvoller Plan einstellen. Und in dem Ausmaß, in welchem dies sich einstellt, wird ein Stück Welt belebt von Sinn und Bedeutung. Plötzlich wissen wir, wie sich dies anfühlt – das Wollen und Wünschen. Dieses eigene Wollen, Wünschen und Planen ist aber die Brücke zum Leben der Anderen. Denn erst wenn wir dies kennen, können wir die Anderen in deren Wollen und Wünschen von innen verstehen. Und wo immer dies momentweise gelingt, wird uns das zunächst fremde, das große, sinnlose Treiben der Menschen ein wenig vertrauter werden. Sobalds Blick durch das Zugfenster auf das geordnete deutsche Land, er könnte dann ein wenig mehr ein liebender oder zumindest verständnisvoller Blick sein: auf die Menschen, die einfach ihr Leben leben möchten, die versuchen,

alles möglichst praktisch und gut zu machen – und die dabei auch in bestimmten Vorstellungen und Konventionen gefangen sind.